

Liechtensteiner Volksblatt

Organ für amtliche Rundmachungen.

Erscheint an jedem Freitag. Abonnementspreis: Für das Inland jährlich 4 Kr., halbjährlich 2 Kr., vierteljährlich 1 Kr., mit Postversendung und Zustellung ins Haus; für Oesterreich und Deutschland mit Postversendung jährlich 5 Kr., halbjährlich 2.50; für die Schweiz und das übrige Ausland jährlich 6 Fr., halbjährlich 3 Fr., vierteljährlich 1.50 franko ins Haus. Man abonniert im Inlande bei den betreffenden Briefboten; fürs Ausland bei den nächstgelegenen Postämtern oder bei der Redaktion des „Volksblattes“; für die Schweiz bei der Buchdruckerei J. Kuhn in Buchs (Rheinthal). — Briefe und Gelder werden franko erwartet. — Einrichtungsgebühr für Inserate im Publikationsteile für die dreispaltige Zeile oder deren Raum 12h oder 12 Rp. — Korrespondenzen, Inserate und Gelder sind an die Redaktion einzufenden, und zwar erstere spätestens bis jeden Mittwoch mittags.

Baduz, Freitag

N. 21.

den 24. Mai 1918.

Amtlicher Teil.

Zl. 2139/Reg.

Rundmachung.

Im Grunde des Handelsministerial-Erlasses vom 2. Mai 1918, Bl. 13235/P. ex 1918 werden vom 1. Juni 1918 angefangen im Fernsprechverkehr zwischen Liechtenstein und der Schweiz gemäß der Bestimmung des Art. LXVIII J, des internationalen Telegraphenreglements (Lissaboner Revision) dringende Privatferngespräche gegen das dreifache der Gebühr für gewöhnliche Gespräche zugelassen.

Fürkliche Regierung.

Baduz, am 16. Mai 1918.

Der fürstl. Landesverweser:
gez. Imhof.

Z. 1799. H. 1/39.

Rundmachung.

Im Register für Gesellschaftsfirmer wurde heute in B. I Seite 15, Nr. 19 eingetragen:

Firmawortlaut: Liechtensteinische Gerberei A. G., Schaan.

Sitz der Firma: Schaan.

Gesellschaftsform: Aktiengesellschaft auf Grund des mit Erlaß der fürklichen Regierung vom 8. April 1918 B. 1499/Reg. genehmigten und in der Gründungsversammlung vom 5. Mai 1918 angenommenen Gesellschaftsvertrages.

Gegenstand des Unternehmens: gewerbliche Bearbeitung von Häuten und Leder.

Zeitdauer der Gesellschaft: unbestimmte Zeit.

Grundkapital: 150,000 Kr.; 300 Stück auf den Inhaber lautende, bisher halb eingezahlte Aktien über je 500 Kr.

Der Vorstand der Gesellschaft besteht aus 5 Mitgliedern und 2 Ersatzmännern und zwar aus Mitgliedern:

Raimund Rödle, Sägereibesitzer in Mühleholz;
Johann Wanger, Landwirt in Schaan;
Anton Walser, Gastwirt in Baduz;
Gottlieb Zehle, Sattler in Schaan;
Ludwig Beck, Handelsmann in Schaan;

Ersatzmänner:

Friedrich Walser, Postmeister in Schaan;
Ferdinand Misch, Landwirt in Schaan.

Firmazeichnung: Firmawortlaut (gedruckt oder geschrieben) mit Unterschrift zweier Mitglieder oder Ersatzmänner des Vorstandes.

Bekanntmachungen erfolgen im „Liechtensteiner Volksblatt“ und in den „Obernheinischen Nachrichten“.

Fürklich liechtenst. Landgericht.

Baduz, am 17. Mai 1918.

Dr. Thurnher.

Nichtamtlicher Teil. Waterland.

Sie haben keinen Wein mehr.

(Mitgeteilt)

Dieselbe allgemeine Plage, im Unter- wie Oberland. Keinen Wein, keinen Most, kein Bier, trotz der Massenerzeugung im letzten Jahr, trotz der Erzeugung von geistigen Getränken im Werte von Hunderttausenden, trotz Ausfuhr- und Einfuhrverbot. Wohl wurden von einzelnen Wirten wöchentliche Maßregeln getroffen, um den Wein zu strecken „doch ohne polizeiliche Gewalt“, eben nur halbe Arbeit. Diese Streckungsmaßregeln sind verschiedener Natur und nicht immer zu begrüßen. Nachahmenswert aber ist entschieden eine in Baduzer Wirtschaften getroffene Verfügung, die nur einen halben Liter Wein pro Besuch und Kopf zuläßt. Diese Maßregel ist allerdings nicht unumstößlich, denn ein wehmütiger Blick der Kellnerin gegenüber hilft zuweilen dem dritten und vierten Viertel auf die Füße und ein tieftrauriger den allernächsten. Die Frage nach Wein war den Winter hindurch groß und konnte zum größten Teil in befriedigendem Sinne gelöst werden. Die Arbeit wird nun aber strenger, die Lage heißer, der Durst größer und die Fässer in den Wirtschaften leer. Wohl wird es den Bemühungen einzelner gelingen, fremden Wein zu bekommen oder auch Ersatzgetränke herzustellen. Erstere werden sich aber durch den hohen Preis unangenehm bemerkbar machen, letztere jedoch dürften den Erfordernissen einer Lebensmittelkontrolle nicht Genüge leisten können. Es ließe sich da ein Ausweg in dieser Weise denken, daß an sichtbarer Stelle im Wirtschaften angeschlagen würde, aus welchen Zusammenfassungen dieser Ersatzwein besteht und zu welchem Preise er ausgetauscht wird. Ersatzwein aber für echten Baduzer auszuschenken sollte im Interesse der Konsumenten und nicht zuletzt im Interesse der Produzenten gehörig bestraft werden. Derjenige, der ein gutes Getränk

verlangt und es als solches bezahlt, sei es nun Wein oder Most, hat ebenso das gute Recht, es auch zu erhalten und allenfalls kontrollieren zu lassen, wie der Milch- oder Butterkäufer. Der Einwand, daß man nicht gezwungen ist, in das Wirtschaftshaus zu gehen, bleibt in diesem Falle hinfällig. Der Mensch von heute kann auch auf dem Lande gezwungen werden, mehr oder weniger ein Wirtschaftshausleben zu führen, und wenn auch der Fall nicht immer zwingend, so ist ihm Gesellschaft doch zur Lebensregel geworden. Eine andere Frage ist es nun, ob diese Lebensregeln nicht beeinflusst und auf andere Bahnen gebracht werden könnten. Es müßte auffallen, wie namentlich im letzten Herbst in der Suserzeit ganz junge Burschen, kaum den Schulbänken entschlüpfend, ihren ganzen Stolz in die Anzahl der getrunkenen Suserviertel setzten oder die vollen Gläser mit dem köstlichen Raß über Tisch und Stuhl ausleerten. Wäre es nicht möglich, für solche Jungmannschaften andere Vergnügungsorte, anderen Zeitvertreib als nur Wein und Spiel bereit zu stellen? Ich glaube, mit einigem gutem Willen, ja. In erster Linie wäre da zu nennen eine öffentliche gemütliche Lesestube, wo Zeitungen, Lehrbücher, Fachschriften, Geschichten und gute Romane aufzuliegen hätten.

Es müßte eben eine gemütliche Stube mit Ordnung ohne Zwang sein, wo jeder freien Zutritt zu jeder Zeit hätte, wo man allenfalls auch ein Glas Limonade erhalten könnte oder sonst ein alkoholfreies Getränk, eine gemütliche Stube, wo der angehende junge Mann Zerstreuung, Erholung oder Ausübung nach allen Richtungen finden könnte. Eine solche gemütliche Stube — wenn Elternhaus und Obrigkeit das ihrige beitragen würden — wäre nach meiner Meinung insonderem, mitzuhelfen, unser junges Volk in andere Bahnen zu lenken. Der Erfolg, wenn auch anfangs nicht groß, würde sich gewiß einstellen und angesichts der Hunderttausende, die man für geistige Getränke ausgibt, wären die Auslagen für eine Lesestube gewiß nicht überflüssig. In anderen Ländern und Städten sind solche Lesestuben längst eingeführt und haben mehr oder weniger Erfolge aufzuweisen.

Auch ein Notstand.

(-e-) Häufig konnte man seit dem Winter die Klage hören, daß manche Familien in unserem Ländchen wochenlang kein Brot zu essen hatten und wir

Das deutsche Handwerk einst und jetzt.

Eine soziale Studie.

Mit brutaler Hand griff der Weltkrieg in das moderne Erwerbsleben. Am härtesten traf er die Bauernsamen der kriegsführenden Staaten, die den größten Prozentfuß der Militärpflichtigen stellte, und die zum Schlagwort gewordene Neuorientierung der staatlichen Sozialpolitik nach dem Kriege wird eine ihrer vornehmsten Aufgaben in der Heilung der Wunden finden, welche dem „Rückgrat der Nationen“ geschlagen wurden, als welches der Bauernstand mit vollem Recht bezeichnet wird. Immerhin dürfte sich dieser von den Folgen des Krieges schneller erholen als der übrige Mittelstand, da gerade die gegenwärtige Lage unsere volle Abhängigkeit von der Landwirtschaft dargetan hat und die Hoffnung auf eine baldige Wiederherstellung der Einfuhr sofort nach Friedensschluß, voraussichtlich erst nach Jahren ihre Verwirklichung finden wird. Nach dem Bauernstand bildet der Stand der Gewerbetreibenden die zweite Grundpfeiler eines gesunden Staatswesens, wie dies Leo Tolstoy, der bekannte russische Schriftsteller, nicht mit Unrecht

als der Anarchist im Grenitenrod bezeichnet dargetan hat. Er vergleicht nämlich den staatlichen Aufbau mit dem einer Pyramide; nicht die dünne Spitze bildet hier die Hauptsache, sondern der feste Unter- und Mittelbau. So verhält es sich auch in einem gesunden Staatskörper, dessen Wohlergehen in erster Linie von günstigen sozialen Verhältnissen in den untern und mittleren Schichten der Bevölkerung bedingt ist.

Wenn wir uns in den nachfolgenden Ausführungen mit den kleingewerblichen Verhältnissen in Vergangenheit und Gegenwart auseinandersetzen, so ist es überflüssig, vorerst die Wichtigkeit des kleingewerblichen Standes für gesunde staatliche Verhältnisse zu unterstreichen. Von diesem ist ja die soziale Stellung eines großen Teiles der Staatsangehörigen abhängig, die Zahl der Handwerker im Deutschen Reich allein beziffert sich gegenwärtig auf sechs Millionen, alle mittleren und kleinen Berufszweige stehen mit ihm in Verbindung, ein Niedergang des Handwerkerstandes würde auch weitere Volkskreise in die Tiefe ziehen.

Wenn wir hier von Handwerk reden, so haben wir den Begriff des Kleinbetriebes vor Augen, der sich in engen Schranken hält, für den indi-

viduellen Bedarf arbeitet, auf die mit Werkzeugen verbesserte Hand des Arbeiters angewiesen ist und seine Produkte unmittelbar an seine eigenen Kunden absetzt. Wir stellen somit das Handwerk in Gegensatz zum Großbetrieb, ob dieser nun fabrikmäßig betrieben werde oder durch Heimarbeiter, welche ihre Produkte ihrem Arbeitgeber abliefern. Der Großbetrieb arbeitet für den Massenabsatz, hier ist die Maschine die Hauptsache, beim Handwerker hingegen überwiegt die menschliche Tätigkeit vor der Maschinenarbeit. Wir unterscheiden weiterhin den Handwerker vom eigentlichen Arbeiter, welcher im Dienste des Großbetriebes steht oder als Heimarbeiter Waren zur Ablieferung an den Großhändler verfertigt. Ihnen gegenüber nimmt der Handwerker eine selbständige, von keinem Arbeitgeber abhängige Stellung ein. Aus diesem Unterschied heraus ist auch der verschiedene Zweck der Arbeiter- und Handwerkerfrage gegeben. Jene legt den Schwerpunkt darauf, den Arbeiter aus dem Proletariat emporzuheben, diese bezweckt die Erhaltung eines selbständigen kleingewerblichen Mittelstandes, ihn vor dem Versinken ins Proletariat zu bewahren.

Um der Handwerkerfrage unserer Zeit mit größerem Verständnis zu begegnen, verfolgen wir

560
3
1880

wissen, daß diese Klagen nicht übertrieben waren. Besonders schwer wurden durch solchen Brotmangel kinderreiche Familien getroffen. Es drängt sich da die Annahme auf, daß solche Leute nicht zuletzt Hilfe dort suchen, wo sie am besten zu holen wäre und in einer Weise, die sie nicht bloß zum Empfänger allein, sondern so weit möglich zum Vertragsschließenden macht, nämlich durch Verdingen der arbeitsfähigen Kinder bei Bauern, von denen sie wissen, daß sie ihre Hilfskräfte gut ernähren und die allenfalls den Lohn noch zum Teile in Lebensmitteln bezahlen. Und es ist ja bekannt, daß dieser Weg von manchen begangen wird. Aber ebenfalls manche Eltern ziehen es in ihrer blinden Offenliebe vor, ihre Kinder beschäftigungslos und ohne — Brot um sich zu Hause zu haben oder sogar von gut gedecktem Tische wieder wegzuholen, dann aber recht ergiebig über die Erzeuger und Besitzer von Lebensmitteln zu schimpfen. Derartige Fälle sind mir mehrere bekannt. Durch solches Vorgehen wird mehrfacher Schaden angerichtet. In den Familien, die vorziehen, ihre Kinder ohne Arbeit und ohne Brot bei sich zu behalten, werden sich die Folgen in schlechter körperlicher Entwicklung, in Kränklichkeit und Schwächlichkeit fürs ganze Leben und manchmal auch in erzogener Tatenlosigkeit äußern. Bei den Bauern, denen die Hilfskräfte fehlen, wird die Anbaumöglichkeit eingeschränkt; sie werden infolge dessen wenige Lebensmittel abgeben können und begreiflicherweise auch verärgert werden. Die Dienstbotennot hat sich ja geradezu zu einer Plage für die Landwirte entwickelt. Komme man ihnen entgegen und sie werden es gewiß auch ihrerseits an Entgegenkommen nicht fehlen lassen.

(D.) **Baduz.** Der Widerhall, den mein Aufsatz über die Pflege der heimatischen Mundart in Nr. 14 dieses Blattes nach einer Einsendung aus dem Kanton Zürich in der letzten Nummer hervorgerufen hat, freut mich aufrichtig. Obwohl ich auf eine Würdigung „als Protektor des Heimatschutzes“ keinerlei Anrecht habe, da meine Wirksamkeit auf diesem Gebiete denn doch zu unbedeutend ist. Ich entbiete dem Herrn Einsender auf diesem Wege einen freundlichen Gruß und hoffe, daß er es mir nicht übel nimmt, wenn ich hier feststelle, daß er mich aber doch nicht ganz verstanden haben dürfte. Denn mit der von ihm beanstandeten Stelle, wollte ich nicht etwa die Forderung zum Ausdruck bringen, daß unsere Landsleute draußen in der Welt immer und unter allen Umständen nur sich ihrer heimatischen Mundart bedienen. Daß eine solche Forderung viel zu weit ginge, weiß ich sehr wohl und ich bekenne, ich habe es selbst schon als störend empfunden, wenn sich dieser oder jener so gar nicht den landläufigen Auffassungen und Sitten anzupassen verstund. Hierbei kommt es aber weit weniger auf den Gebrauch der hiesigen Mundart durch die Betreffenden, als auf deren sonstiges Gehaben an. Auch hier ist der Mittelweg wohl der beste. Die Anpassungsfähigkeit (Klimatisations-talent nennt dies der Herr Einsender in Nr. 20 dieses Blattes) wird leider Gottes von vielen Angehörigen des deutschen Stammes und nicht zuletzt von uns Riechtensteinern zu weit getrieben und vielleicht hat auch gerade G. H. schon Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sich Angehörige anderer Völker über diese „Tugend“ der Deutschen lustig machten. — Uebrigens weiß ich aus eigener Erfahrung, daß wir mit unserer heimischen Mundart

im größeren Teile der deutschen Schweiz ganz gut durchkommen, ja damit besser fahren, als mit einem mehr oder minder gewandten Schriftdeutsch. Und als vor vier Jahren ein lieber Freund und ich in einem oberösterreichischen Kurorte in der Absicht unsere Mundart gebrauchten, um nach längerer Trennung ganz ungezwungen und wie wir glaubten unbelästigt uns ansplaudern zu können, konnten wir erfahren, daß es auch dort Ohren gab, denen unser Laut recht gut verständlich war. Etwas Mannesmut und Festigkeit kann uns auch in dieser Richtung nicht schaden. Meine Zeilen hatten übrigens hauptsächlich nur den Zweck, jene Schwäche zu geißeln, die so gerne das von den Vätern ererbte Sprachgut gegen fremdes Zeug austauscht.

Gemeinbewahlen. (Endergebnis.) **Planke n.** Vorsteher: Josef Nägele Nr. 27 (wiedergewählt); Rastler: Richard Beck Nr. 9 (wiedergewählt); Gemeinderäte: Josef Zehle Nr. 26, Josef Nägele Nr. 31 (auch Ortsvorsteher-Stellvertreter) und Gantner Lorenz Nr. 23.

Eichen. Josef Marzer Nr. 128 (nachdem der im ersten Wahlgang wiedergewählte Vorsteher Josef Marzer vom Ablehnungsrechte Gebrauch machte); Rastler: Johann Marzer Nr. 73^{1/2}; Gemeinderäte: Johann Gerner Nr. 92, Johann Georg Helbert Nr. 112, Arnold Hoop Nr. 42, Mülzner Franz Josef, Lehrer Albert Kranz Nr. 8, Adolf Stöhl Nr. 54 (auch Ortsvorsteher-Stellvertreter) und Josef Kranz Nr. 125.

Mauren. Vorsteher: Andreas Meier Nr. 36; Rastler: Johann Kaiser Nr. 16 (nachdem Rudolf Matt Nr. 160 und Josef Wohlwend Nr. 57 die Annahme der Wahl verweigerten); Gemeinderäte: Markus Ritter Nr. 45 (auch Ortsvorsteher-Stellvertreter), Johann Ritter Nr. 118, Bernhard Matt Nr. 5, Eduard Marzer Nr. 111, Meinrad Jäger Nr. 8 (Schaanwald), Theodor Fric Nr. 113 und Ferdinand Schreiber Nr. 150.

Gamp rin. Vorsteher: Felix Gubelmann Nr. 34 (wiedergewählt); Rastler: Wilhelm Büchel Nr. 55 (wiedergewählt); Gemeinderäte: Alois Rind Nr. 11, Ignaz Hasler Nr. 12, Johann Hasler Nr. 26 (auch Ortsvorsteher-Stellvertreter), Andreas Näscher Nr. 61 und Ludwig Näscher Nr. 17.

Schellenberg. Vorsteher: Karl Kaiser Nr. 3 (wiedergewählt); Rastler: Josef Hoop Nr. 32; Gemeinderäte: Hermann Meier Nr. 52 (auch Ortsvorsteher-Stellvertreter), Ludwig Wohlwend, Mag. Büchel, Andreas Hoop und Karl Lampert.

Geschmacklosigkeiten. (Eingef.) Die Gegenüberstellung der Bezüge eines Lehrers mit dem Honorar eines Schülers wurde als geschmacklos bezeichnet.

Die Tatsache, daß der Schafhirt von Baduz und der 15-jährige Schafherd in Schaan mit 6 Kronen Taglohn besser stehen als jener Lehrer mit 975 Kr. 50 Heller pro Halbjahr ist freilich mehr als geschmacklos, sie ist beschämend für ein fortschrittlich sein wollendes Ländchen mit einer landwirtschaftlichen Bevölkerung die schon in den ersten 2 Monaten dieses Jahres mehr Geld einlegte, als früher der gesamte Sparkassenverkehr innerhalb eines Jahres betrug. Während die Steigerung aller Lebensbedürfnisse eine 3—400 prozentige beträgt, stellt sich bei uns derselben eine bloß 25 prozentige Steuerungszulage entgegen. Im Kriegsstaat Desterreich werden den Angestellten fortwährend — ohne daß sie darum bitten und betteln müssen — Steuerungs-zuschüsse gegeben. So bezieht ein in Riechtenstein

amtierender Postmeister allein 2800 Kr. Steuerungs-zulage — also bedeutend mehr als das Durchschnittsgehalt unserer Lehrer beträgt. Jeder in Riechtenstein angestellte Bahnwächter, Finanzier, Post- oder Bahnbeamter steht weit besser als der riechtensteinische Lehrer mit dem Höchstgehälte.

Bei uns muß ein Lehrer Vermögen und Kredit besitzen, um seinen Beruf ausüben zu dürfen, ersteres muß er einbrocken und letzteren darauf in Anspruch nehmen. — Einzig derjenige, der das Glück hatte, noch im starken Mannesalter in seine Heimat-gemeinde überfiedeln zu können, und dort dann wacker seine Scholle bebaut hat, kann sich jetzt über Wasser halten.

Aber früher hieß es, der Lehrer darf nicht verbauern, doch Zeiten und Menschen ändern sich, darum ist jetzt die Parole: Schulmeister, wenn du leben willst, so werde Bauer! Hilf dir selbst, sonst hilft dir niemand! Mit der Hungerpeitsche wird der Idealismus, der dem Berufe als Gnadengabe des Schöpfers in die Wiege gelegt wurde, nicht erhalten werden. Ein frühes Grab und der Hohn der Mit- und Nachwelt werden sein Los sein. —

Für Lehrerpensionäre hat das Land pro 1918 100 Kr., sage: Einhundert Kronen „ausgeworfen“, also eine monatliche Gnadengabe von rund — 8 Kr. Das, Lehrer, ist der Dank des Vaterlandes! —

Darum, junger Lehrer, der du noch außerhalb unseres Ländchens weilst, überlege den Schritt, ehe du über die Schwelle des vermeintlichen Edens trittst, gar leicht könntest du vom Regen in die Traufe kommen.

Den Lehrern des Inlandes aber möchte ich die Worte des alten Attinghausen zurufen: „Seid einig, einig, einig!“

Planke n. (Eingef.) Die Altkommission verfügte schon vor längerer Zeit, daß das Ausfahren des Düngers nicht mehr durch aufgebundene Leute, sondern durch Fuhrwerk geschehe. Bis jetzt wurde aber hier diese Verfügung nicht beachtet. Wer von den vier jedesmal aufgebundenen Leuten nicht zum Dünger ausführen kommt, wird einfach mit 10 Kronen bestraft. Noch kürzlich wurde es so gehandhabt, so daß das liebe Vieh nun in fast frisch gedüngtem Gras weiden soll. — Diese veraltete Form sollte geändert werden; mit etwas gutem Willen läßt sich das machen. Auch die Holzverwertung ist bei uns nicht wie sie sein soll. So veräußerte die Gemeinde etwa 300 Festmeter Holz zu 20 Kr. per Festmeter zu einer Zeit, wo die Holzpreise schon am steigen waren, also zu billig; es entstand dadurch den Bürgern Schaden; denn bei öffentlicher Steigerung hätte viel mehr erzielt werden können. Es gibt hier Bürger, welche ihr zugeteiltes Losholz verkaufen und von der Gemeinde billiges kaufen, um Handel zu treiben u. s. w. Wenn die Gemeinde immer zu billig verkauft und der Bürger noch mit Holz Handel treibt, so führt das zu nichts Gutem. Möge es besser werden in dieser Hinsicht. — (Allfälligen Berichtigungen gewähren wir gerne Raum. Die Schriftl.)

Baduz. (Eingef.) Zu der eben gefeierten Primiz in Ruggell möge einer geschichtlichen Notiz nicht unpassend Raum gewährt werden. Es betrifft den berühmtesten Landsmann des Herrn Primizianten, dem sogar Inful und Stab zuteil geworden sind. Es ist dies Franz Anton Marzer, geboren 1703, gestorben als Weihbischof von Wien 1775. Sein Vater Ulrich

die Entwicklung des deutschen Handwerkes an Hand der Geschichte von seinen Ursprüngen an, seine Glanzzeit im Mittelalter und seinen Niedergang in der Neuzeit. Im zweiten Teile unserer Abhandlung befassen wir uns mit der gegenwärtigen Lage des kleingewerblichen Standes, während das letzte Kapitel den Zukunftsaussichten gewidmet ist und im Anschlusse daran den für ein Gedeihen des Kleingewerbes notwendigen Reformen.

Das Handwerk war ursprünglich nichts anderes als ein Nebenberuf der Landwirtschaft. Die Wirtschaftsform der alten Germanen war die sogenannte, in welcher die Frauen und die Unfreien sämtliche für eine Familie sich ergebenden Bedürfnisse befriedigten und zwar innerhalb ihres eigenen Hauswesens. Von gesellschaftlichen Verbänden im Sinne unserer Dörfer und Städte war damals selbstverständlich noch keine Rede, die Vorfahren der heutigen Deutschen lebten auf ihren Höfen; während die Frauen und Sklaven die Felder bestellten, gaben sich die Männer der Jagd und dem Kriege hin. Die gewerblichen Erfordernisse ersetzten sich somit vornehmlich auf Geräte für das Hauswesen, Werkzeuge zur Bearbeitung der Felder und auf Waffen. Als Julius Cäsar mit seinen Legionen in Germanien einbrach, fand er

auf tiefer Stufe der Kultur stehende Barbaren-völker vor, welche aber nur zu bald die verfeinerten Lebensansprüche der Fremdlinge zu den ihrigen machten. Die gewaltigen Bewegungen der Völkerwanderung und die grausamen Kriege mit den Römern drängten das Waffenhandwerk in den Vordergrund, auf ihren Zügen nach Italien lernten die Germanen den römischen Luxus kennen. Als Folge davon löste das Schmiedehandwerk seine enge Verbindung mit der Landwirtschaft, es entwickelte sich zu einem selbständigen Erwerbszweig, zum ersten, eigentlichen Handwerk. Die ältesten Götter- und Helden sagen, Volksfitten und alte Rechtsbräuche bezeugen, wie hoch der Germane die Schmiedekunst wertete. Um nur einiges anzuführen: Der kunstreichste Meister aller Schmiede ist Wieland, der Zwergkönig, welcher in seiner unterirdischen Werkstatt mit seinen Zwergen und Kobolden kunstreiches Gerät anfertigt und die guten Menschen damit beschenkt. Die Schmiede verehren als ihren Beschützer den Gott Donar, den kraftvollsten der Söhne des obersten Gottes Wodan; er ist der Streiter gegen die den Menschen feindlichen Naturgewalten, seine Mutter ist Erde, die Erde. Wenn Donar in seinen roten Bart bläst, dann zucken die roten Blitze über die Erde hin, seine Rechte schlenkert den

Hammer Milißnir, den Zermalmer, der immer wieder in seine Hand zurückkehrt. Mit seinem Wodgespann fährt er durch die Wolken, dann erzittern die Berge, die Felsen brechen und die Welt steht in Flammen. — Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter der „Dreizehnlinden“, läßt Meister Fulko, den Schmied, während dieser Elmar's Falken beschlägt, folgenden „Hammersegen“ sprechen:

Froumes Niflein, kluges Niflein,
Eisen vier will ich dir legen,
Feste Eisen, gute Eisen:
Das ist Donars Hammersegen!
Geh zu Holz und geh zu Hause,
Immer geh auf graden Wegen;
Weit, was unhold ist, entweiche:
Das ist Donars Hammersegen!
Ward dir Weh und ward dir Wunde,
Blut zu Blute soll sich regen,
Wein zu Weine soll sich fügen:
Das ist Donars Hammersegen!
Trag' den Reiter, treues Niflein,
Allem Glücke gern entgegen;
Trag ihn hin und trag ihn wieder:
Das ist Donars Hammersegen!

Fortsetzung folgt.